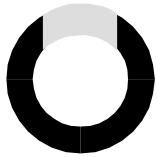


F
REIBURGER

D

REIBURG

DISKUSSIONSPAPIERE ZUR



DISCUSSION PAPERS ON

ORDNUNGSKONOMIK

INSTITUTIONAL ECONOMICS

Institut für Allgemeine Wirtschaftsforschung
Abteilung für Wirtschaftspolitik

**EVOLUTORISCHE ÖKONOMIK:
HOMO Oeconomicus,
MARKT UND INSTITUTIONEN**

VIKTOR J. VANBERG

01/4

ISSN 1437-1510

Albert-Ludwigs-Universität Freiburg i. Br.



**EVOLUTORISCHE ÖKONOMIK:
HOMO OECONOMICUS,
MARKT UND INSTITUTIONEN**

VIKTOR J. VANBERG

01/4

Universität Freiburg i. Br.

FREIBURGER DISKUSSIONSPAPIERE ZUR ORDNUNGSÖKONOMIK
FREIBURG DISCUSSIONPAPERS ON CONSTITUTIONAL ECONOMICS

01/4

ISSN 1437-1510

Albert-Ludwigs-Universität Freiburg im Breisgau; Institut für allgemeine Wirtschaftsforschung; Abteilung
für Wirtschaftspolitik; Kollegengebäude II; Platz der Alten Synagoge; D - 79085 Freiburg i. Br.

Tel. Nr.: +49 +761 / 203 2317; Fax. Nr.: +49 +761 / 203 2322
<http://www.vwl.uni-freiburg.de/fakultaet/wipo/wipo.htm>

Evolutionäre Ökonomik: Homo Oeconomicus, Markt und Institutionen

Viktor Vanberg

1. Einleitung

Nach gängiger Lesart hat das in der modernen Wirtschaftstheorie vorherrschende neoklassische Paradigma seine Ursprünge in der sogenannten Marginalistischen Revolution der 70er Jahre des vergangenen Jahrhunderts. Dies legt den Gedanken nahe, dass der Marginalismus, also die rigorose theoretische Fassung der Idee des Grenznutzen, den Kern jenes theoretischen Umbruchs ausmacht, dem die Ökonomik ihre heute vorherrschende theoretische Orientierung verdankt. Autoren wie Philip Mirowski (1989: 195ff.), die die Theoriegeschichte des Faches etwas näher in Augenschein genommen haben, sehen die Dinge etwas anders. Sie weisen darauf hin, dass die entscheidende Weichenstellung, die die ökonomische Theorie auf ihren charakteristischen neoklassischen Entwicklungspfad brachte, nicht so sehr im Marginalismus lag, sondern im Bemühen um eine mathematische Formalisierung, die ihre Inspiration aus den seinerzeit in der Physik gängigen Theorien bezog.¹ Leon Walras und William S. Jevons, die zusammen mit Carl Menger üblicherweise als die Protagonisten der Marginalistischen Revolution genannt werden, stützten ihre Vorstellungen von einer wissenschaftlichen Ökonomik ganz explizit auf das Vorbild der Physik, speziell der klassischen Mechanik,² wobei sie, wie Mirowski zu zeigen sucht, sich nicht nur allgemein vom naturwissenschaftlichen Denkstil der Physik inspirieren ließen, sondern die analytischen Instrumente der Lehrbuchphysik ihrer Zeit auf ihren Forschungsgegenstand übertrugen, und zwar, in den Worten Mirowskis, „term for term and symbol for symbol“.³

Der ausdrückliche Ehrgeiz von Leon Walras (1954: 51), auf den die moderne neoklassische Gleichgewichtstheorie in direkter Linie zurückgeht, war darauf gerichtet, eine reine theoretische Ökonomik „als naturwissenschaftlich-mathematische Disziplin wie die Mechanik oder die Hydrodynamik“ zu entwickeln. So wie die reine Mechanik von der idealisierten Modellvorstellung eines friktionslosen Mechanismus ausgeht, so sollte die reine Ökonomik die Modellvorstellung eines idealtypischen Marktes entwickeln, in dem die Preisbildung sich durch das Zusammenspiel von Angebots- und Nachfragekräften in einem

¹ P. Mirowski (1989: 3): „The progenitors of neoclassical theory boldly copied the reigning physical theories in the 1870s.“

² Für Carl Menger gilt dies keineswegs. Siehe dazu Mirowski (1989: 259ff.) und V. Vanberg (1998a: 635).

³ Mirowski (1989: 3): „Those neoclassicals did not imitate physics in a delutory or superficial manner; no, they copied their models mostly term for term and symbol for symbol, and said so.“

„hypothetischen Regime absolut freien Wettbewerbs“ vollzieht (Walras 1954: 84, 25f.). Ganz analog der physikalischen Vorstellung eines aus dem Zusammenspiel mechanischer Kräfte resultierenden Gleichgewichts betrachtet die neoklassische Ökonomik in der Walrasschen Tradition den Markt unter dem Gesichtspunkt des Gleichgewichts gegeneinanderstrebender ökonomischer Kräfte. Ökonomische Theorie präsentiert sich hier, wie Kritiker formuliert haben, „gewissermaßen als eine ‚Astronomie der Güterbewegungen‘“ (Albert 1967: 41).⁴

Das an der Gleichgewichtsmechanik orientierte Paradigma hat die vorherrschende Theorieentwicklung in der Ökonomik bis heute bestimmt. Allerdings werden bereits seit langem von verschiedener Seite Zweifel angemeldet, ob die paradigmatische Orientierung an der physikalischen Gleichgewichtsmechanik dem Forschungsgegenstand einer „life-science“ wie der Ökonomik wirklich angemessen sein kann. Bereits Alfred Marshall, der als erster die neoklassische Theorievariante in ihre gängige Lehrbuchform gebracht und damit zu ihrer Verbreitung maßgeblich beigetragen hat, deutete in der Einleitung zu seinen „Principles of Economics“ seine eigenen Vorbehalten gegen die theoretischen Anleihen bei der Mechanik an, wenn er dort feststellte: „Das Mekka des Ökonomen liegt in der ökonomischen Biologie“ (1920: xii). Als Entschuldigung für die ausgiebige Verwendung von Analogien aus der Mechanik wusste er lediglich anzuführen, dass biologische Konzepte komplexer seien als die der Mechanik, und dass sie sich daher nicht so sehr für ein einführendes Lehrbuch eignen.⁵ Während Marshall die Umorientierung hin zu einem biologischen Paradigma auf eine spätere Phase der ökonomischen Theorieentwicklung vertagen wollte, mahnten Vertreter heterodoxer Schulen, wie die Amerikanischen Institutionaristen, einen sofortigen Paradigmenwechsel an. Die Orientierung an den Metaphern einer physikalischen Kräftemechanik schien ihnen unangemessen für eine Wissenschaft wie die Ökonomik, die sich nicht mit der Bewegung lebloser Körper sondern mit der Interaktion von intentional handelnden Menschen befasst, und der es darum geht, die aus solcher Interaktion resultierenden Strukturen und Prozesse zu verstehen. 1898 veröffentlichte Thorstein Veblen im *Quarterly Journal of Economics* einen Aufsatz unter dem Titel „Why Is Economics Not an Evolutionary Science?“, in dem er sich für eine evolutorische Ökonomik aussprach, die ihre Aufgabe in der Entwicklung einer Theorie von Prozessen kulturellen Wachstums sieht, einer prozessorientierten Erklärung des Wandels wirtschaftlicher Institutionen (Veblen 1993: 141). John R. Commons, ein weiterer

⁴ Walras hat ausdrücklich das Ziel seiner Bemühungen in der Entwicklung eines Newtonischen Modells marktlicher Beziehungen gesehen, der Entwicklung einer „science of economic forces analogous to the science of astronomical forces“ (zitiert nach Mirowski 1989: 255).

⁵ Marshall (1920: xii.): „The Mecca of the economist lies in economic biology rather than in economic dynamics. But biological conceptions are more complex than those of mechanics; a volume on Foundations must

prominenter Vertreter des Amerikanischen Institutionalismus, sprach sich ebenfalls, wenn auch – worauf zurückzukommen sein wird – mit einer besonderen Akzentsetzung, für eine Ökonomik aus, die den wirtschaftlichen Entwicklungsprozess und den Wandel marktlicher Institutionen in evolutionstheoretischen Kategorien analysiert (Vanberg 1995).

Kritische Stimmen haben immer wieder in der Entwicklung der Ökonomik die grundlegende Alternative zwischen der Orientierung am physikalischen Gleichgewichtsparadigma einerseits und einem evolutorischen Prozessparadigma andererseits thematisiert, freilich ohne dass dies den Mainstream der Disziplin in der Verfolgung seines neoklassischen Entwicklungspfades hätte beirren können. Nach wie vor dominiert das neoklassische Paradigma das Fach, insbesondere in den Lehrbüchern. Doch haben die Stimmen, die für eine evolutorische Neuorientierung eintreten, in den letzten Jahrzehnten deutlich an Gewicht gewonnen. Es hat sich unter dem Titel „Evolutorische Ökonomik“ eine Forschungsrichtung formiert, die – wenn auch aus durchaus unterschiedlichen Denktraditionen gespeist – ihr gemeinsames Anliegen darin sieht, das dominierende Gleichgewichtsparadigma durch einen prozessorientierten, evolutionstheoretischen Erklärungsansatz zu ersetzen. Dieser breiten Forschungsrichtung lassen sich insbesondere drei Traditionsstränge zuordnen. Dies ist zum einen eine am Amerikanischen Institutionalismus anknüpfende Forschungsrichtung, und dies sind zum anderen theoretische Ansätze, die sich auf Joseph Schumpeter einerseits und Friedrich Hayek andererseits berufen, also auf zwei Autoren, die der sogenannten Österreichischen Schule entstammen. Dies ist bemerkenswert, da, wie eingangs erwähnt, der Begründer dieser Schule, Carl Menger, üblicherweise in einem Atemzug mit Jevons und Walras als Begründer der modernen neoklassischen Ökonomik genannt wird, er uns hier aber – und zwar mit gutem Grund (Vanberg 1998a) - als Ahnherr einer evolutionstheoretischen Sichtweise begegnet, die der durch Walras und Jevons begründeten neoklassischen Tradition als Konkurrenzparadigma entgegentritt wird.

In meinem weiteren Vortrag möchte ich auf die systematische Bedeutung eingehen, die nach meiner Auffassung dem Wechsel vom neoklassischen Gleichgewichtsparadigma zur einer evolutorischen Sichtweise in der Ökonomik zukommt. Dabei wird es mir nicht darum gehen, Ihnen einen Überblick über die verschiedenen Strömungen zu geben, die sich unter dem Titel „moderne evolutorische Ökonomik“ subsumieren lassen, noch ist es meine Absicht, Ihnen die charakteristischen Unterschiede zwischen diesen Strömungen zu erläutern. Ich möchte Ihnen vielmehr mein eigenes Verständnis einiger zentraler Grundgedanken einer evolutorischen Herangehensweise an den Forschungsgegenstand der Ökonomik darlegen, ein

Verständnis, das vor allem durch die Arbeiten F.A. Hayeks geprägt ist. Und zwar möchte ich dies tun, indem ich der Reihe nach zunächst auf das unseren Erklärungen zugrundezulegende Modell menschlichen Handelns, danach auf die Frage der theoretischen Sicht marktlicher Prozesse, und schließlich auf die Frage der Erklärung institutioneller Phänomene eingehe. In allen drei Teilen wird der Einfluss Hayekschen Denkens unverkennbar sein, da ich vor allem auf den wissenschaftenden Charakter evolutorischer Prozesse abstellen werde.

2. Homo Oeconomicus

In der Tradition des Walrasschen Erkenntnisprogramms zeichnet das Gleichgewichtsmodell der orthodoxen Neoklassik das Bild einer idealisierten, von perfekt rationalen homines oeconomici bevölkerten Welt, in der ökonomische Kräfte friktionslos zu einem Gleichgewicht finden. Die entscheidende Rolle, die in dieser idealisierten Welt den als homines oeconomici modellierten menschlichen Akteuren zugedacht ist, liegt darin, durch das Erkennen und Ausnutzen von Gewinnmöglichkeiten einen Zustand herbeizuführen, in dem alle durch Tausch oder Ressourcen-Reallokation zu erzielenden Gewinne ausgeschöpft sind, in dem also das so definierte Gleichgewicht erreicht ist.

Dieses Verhaltensmodell des perfekten Nutzenmaximierers hat seit jeher Kritik auf sich gezogen. In seinem vorhin erwähnten Aufsatz „Why Is Economics Not an Evolutionary Science?“ hat Thorstein Veblen mit seiner berühmt-bissigen Formulierung über das ökonomische Menschenbild gespottet, hier erscheine der Mensch als „blitzschneller Berechner von Freuden und Leiden“, der in einem Kräftefeld von Begierden und Anreizen hin und her bewegt werde ohne selbst als originäre bewegende Kraft in Erscheinung zu treten.⁶ Als Alternative zu der Modellierung des Menschen als eines zeitlos gleichen Nutzenkalkulierers empfahl Veblen eine evolutorische Sicht menschlicher Natur, die den Menschen als ein „kohärentes System von Verhaltensneigungen und Gewohnheiten“ (Veblen 1993: 139) betrachtet und sein Verhalten als das Ergebnis eines „kumulativen Wachstums von Verhaltensmustern“ zu erklären sucht. Menschliches Verhalten, so die These Veblens, sei zu verstehen als „Ergebnis von Gewohnheiten und Verhaltenstendenzen, die sich durch vergangene, ererbte und kulturelle Prägungen gebildet haben und von Denkstrukturen, die durch die jeweiligen Erfahrungen geformt werden“ (ebd.: 142).

‘equilibrium,’ which suggests something of a statical analogy.“

⁶ Veblen (1993: 138f.): „The hedonistic conception of man is that of a lightning calculator of pleasures and pains, who oscillates like a homogeneous globule of desire of happiness under the impulse of stimuli that shift him about the area, but leave him intact. ... Self-imposed in elemental space, he spins symmetrically about his own spiritual axis until the parallelogram of forces bears down upon him, whereupon he follows the line of the resultant. ... Spiritually, the hedonistic man is not a prime mover.“

Man kann von Veblen und seiner Schule schwerlich sagen, dass sie den Gedanken eines evolutionstheoretisch motivierten Verhaltensmodells in ein systematisches Forschungsprogramm umgesetzt hätten, in dem eine kohärente Alternative zum neoklassischen Paradigma erkennbar wäre. Doch wird sein Kernargument, dass Menschen als Mitglieder der Spezies Homo Sapiens das Produkt eines evolutorischen Prozesses und als Individuen durch ihre jeweilige Lerngeschichte geprägt sind, ohne Zweifel von einer Ökonomik ernst zu nehmen sein, die sich als empirische Sozialwissenschaft versteht und den Ehrgeiz nicht aufgegeben hat, Erklärungen für das Verhalten der realen Menschen zu geben, die die Welt unserer Beobachtung bevölkern. Was immer man als allgemeine Verhaltensannahme unterstellen will, sie muss in dem Sinne „evolutions-kompatibel“ sein, dass sie mit Schlussfolgerungen vereinbar sein muss, die wir aus den Bedingungen zu schließen genötigt sind, unter denen sich die Evolution unserer Spezies vollzogen hat, und unter denen menschliches Lernen stattfindet. Eine jüngere Richtung in der Psychologie, die sich „evolutorische Psychologie“ nennt (Barkow, Cosmides und Tooby 1992), baut auf diesem Gedanken ein systematisches Forschungsprogramm auf. Es erübrigt sich zu betonen, dass sie damit natürlich nicht völliges Neuland betritt, sondern an verschiedene vorliegende theoretische Ansätze anknüpfen kann, wie etwa an die von Karl Popper und anderen entwickelte evolutorische Epistemologie (Radnitzky und Bartley, Hg., 1987).

Die Kernthese der evolutorischen Psychologie ist, dass das, was wir über die Bedingungen der Evolution unserer Spezies wissen, ein Prüfstein dafür sein muß, was wir vernünftigerweise über die „menschliche Natur“ unterstellen können. Das ökonomische Modell rationalen Handelns ist dabei für die Vertreter dieser Forschungsrichtung eine bevorzugte Zielscheibe der Kritik (Cosmides und Tooby 1994). Dieses Verhaltensmodell unterstelle, so der Vorwurf, dass der menschliche Verstand wie ein perfekter Allzweck-Computer funktioniere, der beliebige Entscheidungsprobleme in zweckmäßiger Weise zu lösen imstande sei. Unter dem Namen „Rationalität“ werde dem Menschen eine universelle Problemlösungsfähigkeit zugeschrieben, ohne dass in irgendeiner Weise erklärt werde, wo diese Problemlösungsfähigkeit herkomme, und ohne dass näher spezifiziert würde, wie denn das menschliche Gehirn als vermeintlicher Allzweck-Computer die Lösung von Entscheidungsproblemen praktisch zuwege bringe. Sobald man sich diesen Fragen stellt, lassen sich, so die Vertreter der evolutorischen Psychologie, zwei Einsichten nicht umgehen. Erstens, dass es unwahrscheinlich ist, dass der Prozess der natürlichen Selektion eine Allzweck-Intelligenz hervorgebracht haben sollte, wie sie das Modell rationalen Handelns unterstellt, und zweitens, dass ein auf solche Universal-Intelligenz angewiesener Organismus

angesichts der unerschöpflichen Komplexität der Welt handlungsunfähig sein würde, paralyisiert durch das, was man in der Entscheidungstheorie als das Problem der „combinatorial explosion“ bezeichnet.⁷ Statt anzunehmen, dass Menschen mit einer Universalfähigkeit, genannt „Rationalität“, ausgestattet sind, die ihnen erlaubt, sich auf alle möglichen Problemsituation optimal einzustellen, legt – so die Kritiker – eine evolutorische Sicht die Annahme nahe, dass das menschliche Gehirn modular organisiert ist, dass es für bereichsspezifische Probleme Standardlösungen bereit hält, die schnell abrufbar sind und die sich im Prozess der Evolution als besonders geeignet für den Umgang mit typischen, wiederkehrenden Problemen erwiesen haben, - mit Problemen, denen Menschen (und ihre hominiden Vorfahren) unter den Lebensbedingungen, unter denen sie über unzählige Generationen hin existierten, typischerweise ausgesetzt waren (Cosmides und Tooby 1994: 328f.).⁸ In diesem Zusammenhang weisen die Vertreter der evolutionären Psychologie insbesondere darauf hin, dass die Vertreter unserer Spezies bis vor etwa zehntausend Jahren im wesentlichen unter recht gleichartigen Bedingungen als Jäger und Sammler lebten, und dass wir annehmen müssen, dass unsere genetisch verankerten „menschlichen Eigenschaften“ an die typische Problemumwelt von Jägern und Sammlern angepasst sind, da zehntausend Jahre für die genetische Evolution ein zu kurzer Zeitraum sind, als dass die veränderten Lebensbedingungen seither sich hätten merklich auswirken können.

Es ist hier nicht die Gelegenheit, ausführlicher auf die Forschungsbefunde der evolutorischen Psychologie einzugehen und ihre Relevanz für die Theoriebildung in der Ökonomik im einzelnen zu erörtern. Bedeutsam ist im vorliegenden Zusammenhang die grundlegende Umorientierung in der Sichtweise, mit der man an die Frage des erklärungsleitenden Verhaltensmodells herangeht. Während der Walrasianische Denkstil die Ökonomen ermutigt hat, sich mit einem Verhaltensmodell zufrieden zu geben, das immanenten Modellanforderungen genügt, aber ansonsten von jeglicher empirischer Verhaltenstheorie abgehoben ist, zwingt eine evolutorische Orientierung dazu, das verhaltenstheoretische Fundament, auf das die Ökonomik ihre Erklärungen von sozialen Interaktions- und Aggregateffekten aufbaut, im Kontext dessen zu überprüfen und weiterzuentwickeln, was uns die Evolutionsbiologie und andere empirische Wissenschaften menschlichen Verhaltens zu sagen haben.

⁷ G. Gigerenzer (1997: 270f.): „Thus it seems unlikely that natural selection designed a general-purpose intelligence ... Even if this had happened, such a general-purpose intelligence runs into the problem of combinatorial explosion ... An organism would be paralyzed and unable to react in time.“

⁸ Gigerenzer (ebd.: 273f.): „Without domain-specific mechanisms, an organism would not ‚know‘ what to look for. ... The function of modules is ... to solve specific problems of adaptive significance, and to do so quickly. A

Eine solche Umorientierung wird von den Ökonomen nicht verlangen, dass sie ihre Grundüberzeugung von einem selbstinteressierten, vorteilsorientierten menschlichen Verhalten aufgeben. Es wird allerdings erfordern, dass sie das Modell eines von Einzelentscheidung zu Einzelentscheidung schreitenden perfekten Nutzenmaximierers ersetzen durch das Modell eines vorteilsorientierten Regelbefolgers, der Entscheidungsprobleme auf der Grundlage eines Repertoires von genetisch ererbten und erlernten, erfahrungsgetesteten Verhaltensregeln angeht. Eine solche allgemeine Vorstellung eignet sich dazu, eine ganze Reihe von theoretischen Vorstellungen zu integrieren, wie sie etwa von Herbert Simon und anderen Kritikern des herkömmlichen Rationalwahl-Modells in der Ökonomik vorgebracht worden sind (Vanberg 1998c). Sie stellt einerseits eine natürliche Brücke her zu theoretischen Vorstellungen, wie sie etwa in der modernen Kognitionsforschung vertreten werden, und erlaubt andererseits den Brückenschlag zu Vorstellungen, wie sie etwa der Evolutionsbiologe Ernst Mayr (1992) entwickelt hat, der argumentiert, alles zielgerichtete Verhalten von Organismen, das rationale Verhalten von Menschen eingeschlossen, lasse sich als programm- oder regelbasiertes Verhalten in dem Sinne verstehen, dass es von Wissen gesteuert ist, das in Verhaltensprogrammen oder –regeln kodiert ist. Der forschungsstrategische Vorteil einer solchen Sichtweise liegt darin, dass sie uns unmittelbar anleitet zwei weiterführende Fragen zu stellen, nämlich einmal die Frage nach dem Prozess, in dem die Programm-Kodierung stattfindet, in dem sich also Wissensspeicherung im Organismus vollzieht, und zum anderen die Frage nach der Dekodierung, also dem Verfahren, in dem das in Programmen gespeicherte Problemlösungswissen auf aktuelle Entscheidungssituationen angewandt wird. Die erste Frage lenkt unsere Aufmerksamkeit auf die Erforschung der Evolutions- und Lernprozesse, in denen Problemlösungswissen akkumuliert wird. Die zweite Frage verweist uns auf die Bedeutung kognitionswissenschaftlicher Forschung, in der es darum geht zu erklären, wie der menschliche Verstand Wahrnehmungen verarbeitet und Handlungsentscheidungen generiert.

3. Markt

Das Gleichgewichtsparadigma der neoklassischen Ökonomik betrachtet den Markt als ein Kräftefeld, in dem sich im Zusammenspiel von Angebots- und Nachfragekräften Gleichgewichtspreise bilden, die zur Markträumung führen. Dem liegt der Gedanke zugrunde, dass Nachfrageüberhänge preisstigernde und Angebotsüberhänge preissenkende Wirkung haben, dass also die Marktkräfte im Sinne einer zum Gleichgewichtspreis tendierenden

negativen Rückkopplung zusammenwirken. Dass marktlichen Prozessen eine solche Tendenz innewohnt, ist eine wichtige und unstrittige Einsicht. Strittig ist, ob damit bereits ihre wesentlichen Funktionseigenschaften wiedergegeben sind, und ob die Modellannahme perfekt rationaler und vollkommen informierter Marktakteure nicht von der eigentlichen Koordinationsleistung ablenkt, die reale Marktprozesse erbringen. In einem seiner bedeutendsten Aufsätze, der 1945 unter dem Titel „Die Verwertung des Wissens in der Gesellschaft“ erschienen, mahnte Hayek seine Fachkollegen, dass die in der vorherrschenden Modelltheorie üblicherweise gemachte Annahme „eines mehr oder weniger vollkommenen Wissens“ (Hayek 1976a: 115) der Marktakteure eher dazu geeignet ist, von der entscheidenden Funktion marktlicher Prozesse abzulenken als sie zu erhellen, nämlich der Funktion, angesichts der unvermeidbaren Unvollkommenheit menschlichen Wissens als ein Prozess zu wirken, durch den Wissen „ständig vermittelt und erworben wird“ (ebd.: 121). Betonte Hayek in diesem Aufsatz insbesondere den Gesichtspunkt der Verwertung verstreuten Wissens, die eine marktliche Ordnung unter dem Gesichtspunkt der Wissensnutzung jeder zentralplanerischen Ordnung überlegen macht, so hat er in seinem Aufsätzen „Der Sinn des Wettbewerbs“ (Hayek 1976b) und „Der Wettbewerb als Entdeckungsverfahren“ (Hayek 1969) den ergänzenden Gedanken betont, dass der wettbewerbliche Marktprozess ein wissenschaftlicher Prozess ist, ein Prozess, in dem ständig neues Wissen darüber entdeckt wird, wie menschliche Bedürfnisse in zweckmäßiger Weise befriedigt werden können. Im Kontrast zu der Vorstellung, die die Gleichgewichtslogik nahe legt, ist der Wettbewerb – so Hayek (1976b: 125) – „seiner Natur nach ein dynamischer Prozess“, er ist „eine Forschungsreise ins Unbekannte, ein Versuch, neue Wege zu entdecken, wie die Dinge besser gemacht werden können, als bisher“ (ebd.: 133).

In seinen späteren Schriften hat Hayek diesen Gedanken systematisch im Sinne einer evolutorischen Sicht des Marktes weiterentwickelt, die den Markt als einen Prozess von Variation und Selektion, von Versuch und wettbewerblicher Auslese interpretiert, in dem Menschen ständig mit neuen Lösungen für wirtschaftliche Probleme experimentieren, als einen Prozess, der zu einem kumulativen Wachstum des in der Gesellschaft nutzbaren Problemlösungswissens führt. Unterstellt das Gleichgewichtsparadigma, dass die Zukunft bereits in der Gegenwart enthalten ist – das Erreichen des Marktgleichgewichts besteht ja in der Realisierung der in der ungleichgewichtigen Ausgangssituation bereits angelegten Gewinnmöglichkeiten -, so betont das evolutorische Paradigma die innovative, kreative Dimension marktlicher Prozesse (Buchanan und Vanberg 1991). Der bereits erwähnte Joseph

Schumpeter (1950: 134ff.) hat diesen Aspekt mit seiner bekannten Formulierung vom marktlichen Wettbewerb als einem „Prozess der schöpferischen Zerstörung“ angesprochen.⁹ Der Markt kann unter diesem Gesichtspunkt als eine offene Experimentierarena angesehen werden, in die jederzeit derjenige mit neuen Problemlösungen eintreten kann, der glaubt, innovative Produktvarianten oder Produktionsverfahren entdeckt zu haben, die den im Markt etablierten Varianten oder Verfahren überlegen sind. Der schöpferische menschliche Geist ist die entscheidende und nicht versiegende Kraft, die diesen Prozess in Gang hält, einen Prozess in dem vergangene Investitionen ständig davon bedroht sind, durch das Auftauchen neuer Ideen obsolet zu werden, und in dem auch die größten Erfolge von heute durch überlegene Innovationen von morgen verdrängt werden können.

Es liegt an dieser Stelle nahe, auf den bereits erwähnten Evolutionsbiologen Ernst Mayr bezug zu nehmen, der mit großem Nachdruck die zentrale Rolle betont hat, die dem sogenannten „population thinking“ in einem evolutorischen Ansatz zukommt. In Kontrast zu dem, was er als das Denken in Typen bezeichnet, stellt Populations-Denken auf die Individualität und Einzigartigkeit aller Erscheinungen in der organischen Welt ab. In Mayrs Worten: „Es gibt kein ‚typisches‘ Individuum, und Durchschnittswerte sind Abstraktionen. ... Die Unterschiede zwischen biologischen Individuen sind real, während die Durchschnittswerte, die wir beim Vergleich zwischen Gruppen von Individuen (etwa Arten) berechnen mögen, selbstgemachten Konstrukte sind“ (Mayr 1982: 46f.). In diesem Sinne besteht eine Spezies aus nichts anderem als der Menge der je einzigartigen individuellen Organismen, die die Spezies ausmachen, und die Evolution der Spezies bedeutet nichts anderes, als dass sich unter selektivem Druck die Merkmalsverteilungen in der Population über die Zeit verändern.

In ganz analogem Sinne ist auch eine evolutorische Sicht des Marktes durch Populations-Denken gekennzeichnet. Während das neoklassische Modell sich im Sinne der walrasianischen idealisierenden Herangehensweise auf das Verhalten „typischer“ Einheiten konzentriert, auf den „typischen Haushalt“ oder die „typische Unternehmung“, betont der evolutorische Ansatz im Sinne eines Populations-Denkens gerade die Unterschiedlichkeit und Individualität der im Markt agierenden Einheiten. Der Markt wird gesehen als eine Population

⁹ Schumpeter (1950: 136ff.): „Der Kapitalismus ist also von Natur aus eine Form oder Methode der ökonomischen Veränderung und ist nicht nur nie stationär, sondern kann es auch nie sein. Dieser evolutionäre Charakter des kapitalistischen Prozesses ... kommt von den neuen Konsumgütern, den neuen Produktions- oder Transportmethoden, den neuen Märkten, den neuen Formen der industriellen Produktion, welche die kapitalistische Unternehmung schafft. ... (Sie) illustrieren den gleichen Prozeß einer industriellen Mutation – wenn ich diesen biologischen Ausdruck verwenden darf -, der unaufhörlich die Wirtschaftsstruktur *von innen heraus* revolutioniert, unaufhörlich die alte Struktur zerstört und unaufhörlich eine neue schafft. Dieser Prozeß der ‚schöpferischen Zerstörung‘ ist das für den Kapitalismus wesentliche Faktum.“

von je einzigartigen Akteuren, natürlichen Personen und korporativen Akteuren, die sich in verschiedenster Hinsicht unterscheiden, und die Evolution des Marktes wird darin gesehen, dass sich die Merkmalsverteilungen in der Population, also die Verteilung der marktlichen Strategien, Unternehmensformen etc., über die Zeit hin verändern. Gerade die Unterschiedlichkeit und Individualität der marktlichen Akteure ist die Voraussetzung dafür, dass sich im Zusammenspiel von Variation und Selektion systematische Veränderungen ergeben können. In anderen Worten, Populations-Denken ist die entscheidende Voraussetzung dafür, die evolutorische Dynamik des Marktes verstehen zu können.

Den Markt als evolutorischen Prozess zu betrachten heißt, ihn als einen spontanen, zukunfts-offenen Prozess ernst zu nehmen. Es bedeutet nicht, ihn als ein menschlichen Gestaltungswünschen enthobenes Naturereignis zu werten. Ein Autor, der auf diesen Aspekt mit besonderem Nachdruck hingewiesen hat, ist der bereits erwähnte amerikanische Institutionalist John R. Commons. Commons betonte, dass im Kontrast zur Gleichgewichtsmechanik der orthodoxen Ökonomik eine Darwinsche evolutorische Perspektive die für die Analyse wirtschaftlicher Prozesse angemessene Orientierung bietet (Vanberg 1995). Aber er betonte auch, dass dabei nicht das Modell der natürlichen Selektion sondern das Modell der „künstlichen“ oder „absichtsvollen“ Selektion zugrundegelegt werden solle, und zwar wegen der Rolle, die menschliche Zwecke im Prozess der wirtschaftlichen Evolution spielen. Was er damit meinte erläuterte Commons am Vergleich zwischen der natürlichen Selektion, die Giftschlangen und Malariafliegen hervorbringt, und dem durch menschliche Zwecke geleiteten Prozess der Züchtung von Arten, durch den beispielsweise die Holsteinische Milchkuh hervorgebracht werde. In ganz analogem Sinne gehe es auch beim marktlichen Wettbewerbsprozess nicht um einen naturbelassenen „Kampf ums Dasein“, sondern um einen ‚gehegten Wettbewerb‘, einen Wettbewerb, der durch Regeln eingebunden ist, die ihm wünschenswerte, menschlichen Zwecken dienende Funktionseigenschaften geben sollen.

Den Unterschied, um den es Commons ging, kann man anhand der Gegenüberstellung von unbedingter und bedingter Evolution erläutern. Ein unbedingter evolutionärer Prozess ist ein Prozess, von dem man nicht genauer angeben kann, unter welchen Rahmenbedingungen er abläuft. Auch für einen solchen Prozess kann man natürlich voraussagen, dass im Zusammenspiel von Variation und Selektion die „erfolgreichen“ Varianten die größeren Überlebens- und Reproduktionschancen haben werden. Aber man hat keinerlei Anhaltspunkte dafür, vorauszusagen, welche Charakteristika „erfolgreiche“ Varianten vermutlich haben werden, und ob ihre Charakteristika an menschlichen Zwecken gemessen als wünschenswert

gelten können. Ein bedingter evolutionärer Prozess ist demgegenüber ein unter bestimmten Rahmenbedingungen ablaufender Prozess. Und in dem Maße, in dem die den Prozess beschränkenden Rahmenbedingungen bekannt sind, kann man auch begründete Mutmaßungen darüber anstellen, welche allgemeinen Charakteristika man bei jenen Varianten erwarten kann, die im Zusammenspiel von Variation und Selektion gute Erfolgschancen haben werden. Und für diese allgemeinen Charakteristika kann man dann wiederum sinnvoll die Frage stellen, ob sie menschlichen Zwecken dienlich sind.

Das Beispiel sportlicher Wettbewerbe mag hier zur Illustration dienen. Würden wir eine offene Einladung aussprechen, in einem Stadion einen Wettkampf auszutragen, ohne in irgendeiner Weise festzulegen, welche Regeln für den Wettbewerb gelten, so könnten wir zwar mit gutem Grund voraussagen, dass sich die erfolgreichen Wettbewerber durchsetzen werden, aber es wäre sehr schwierig etwas näheres darüber auszusagen, durch welche Eigenschaften sich diese auszeichnen werden, ob etwa durch Laufschnelligkeit, Intelligenz oder Körperkraft, durch Verfügung über automatische Waffen oder Giftspritzen, oder was auch immer. Die ausgeklügelten Regelsysteme, die üblicherweise sportliche Wettbewerbe definieren, dienen dazu, beschränkende Rahmenbedingungen herzustellen, die zwar nicht voraussagbar machen sollen, wer gewinnt – die Unsicherheit darüber macht ja gerade den unverzichtbaren Reiz solcher Wettbewerbe aus –, die aber voraussehbar machen sollen, welche allgemeinen Leistungseigenschaften über die Erfolgschancen entscheiden werden.

Analoges gilt, dies war die zentrale Botschaft von Commons, für den marktlichen Wettbewerb. Bei ihm geht es nicht um ein ‚natürliches‘ Spiel von Angebots- und Nachfragekräften, sondern um ein Regelsystem, eine bestimmte Rechtsordnung eingebundene Transaktionen zwischen Rechtssubjekten. Marktlicher Wettbewerb findet statt in einem rechtlich-institutionellen Rahmen, einer Wettbewerbsordnung, ein Umstand, den die Standardökonomik zwar nicht einfach ignoriert, den sie aber stillschweigend voraussetzt und nicht weiter als ihr Thema betrachtet. Commons ging es darum, seinen Fachkollegen deutlich zu machen, dass die – so der Titel eines seiner Hauptwerke – „Legal Foundations of Capitalism“ (1924), also die rechtlich-institutionellen Rahmenbedingungen, unter denen wirtschaftliches Handeln abläuft, für das Verständnis wirtschaftlicher Prozesse von entscheidender Bedeutung sind, und dass diese Rahmenbedingungen keine zeitlose Gegebenheit sind, sondern das Produkt eines fortdauernden geschichtlichen Prozesses, in dem sie auch weiterhin dem Wandel unterliegen. Und für diese rechtlich-institutionellen Rahmenbedingungen ist, so die These Commons’, immer wieder aufs Neue zu fragen, ob sie

menschlichen Zwecken angemessen dienen, oder ob sie unter diesem Gesichtspunkt reformbedürftig sind.

Auch Hayek hat die Bedeutung des Regelrahmens betont, innerhalb dessen marktliche Prozesse ablaufen. Zwar konzentrieren sich seine Argumente vor allem auf den Aspekt der überlegenen Wissensnutzung, durch die sich die spontane Ordnung des Marktes auszeichnet. Aber er lässt doch keinen Zweifel daran, dass man nicht von spontaner Koordination und Wettbewerb per se eine für Menschen wünschenswerte Ordnung erwarten kann, sondern nur dann, wenn sich dies in einem geeigneten Regelrahmen abspielt. Freilich setzt Hayek in dieser Hinsicht die Akzente etwas anders, als dies etwa für Commons gilt. Während Commons mit einigem Zutrauen auf die bewusste Regelgestaltung durch kollektive Aushandlungsprozesse schaute, beurteilt Hayek unsere Möglichkeiten rationaler Regelwahl eher skeptisch und betont auch in der Frage institutioneller Reformen eher die Beschränkungen, die uns durch mangelndes Wissen und begrenzte Einsicht in die relevanten Zusammenhänge auferlegt sind.

4. Institutionen

Hayek hat die aufschlussreiche Formel von den „rules as tools“, von den „Regeln als Werkzeugen“ geprägt. Damit wollte er darauf hinweisen, dass wir die Regeln, die unser individuelles und soziales Leben strukturieren helfen, ähnlich wie normale Werkzeuge als Standardlösungen für wiederkehrende Probleme betrachten können. Wir haben normale Werkzeuge, um bestimmte Typen von wiederkehrenden Problemen zu lösen, wobei die Werkzeuge, die wir verwenden, für die Lösung der jeweils anstehenden Probleme mehr oder weniger zweckmäßig sein können. Je spezieller Werkzeuge auf Problemtypen zugeschnitten sind, umso hilfreicher werden sie bei der Lösung von Problemen dieses Typs sein. Allerdings nimmt ihre Eignung zur Lösung andersartiger Probleme ab. Der wünschenswerte Spezialisierungsgrad wird von der Häufigkeit abhängen, mit der man Probleme bestimmten Typs zu bewältigen hat. So werden wir etwa im privaten Haushalt zwei oder drei Typen von Zangen für ausreichend halten, während ein Klempner sicherlich für seinen Bedarf ein differenzierteres Sortiment für zweckmäßig halten wird.

Die Überlegungen, die wir über die Rolle von normalen Werkzeugen anstellen können, lassen sich, so die These Hayek's, auch auf Regeln als soziale Werkzeuge anwenden. Auch soziale Regeln können wir als Instrumente ansehen, die uns Standardlösungen für typische wiederkehrende Probleme im sozialen Umgang miteinander anbieten. Und auch hier kann es Unterschiede in der Zweckmäßigkeit verschiedener Instrumente geben. In einem ganz allgemeinen Sinne kann man das Grundproblem im menschlichen Zusammenleben als das

Problem der Sicherung von Kooperationsgewinnen bezeichnen. Wie können, so lautet die Kernfrage, Menschen ihr Zusammenleben so ordnen, dass die Aussichten auf die Realisierung gemeinsamer Vorteile maximiert und die Gefahren der wechselseitigen Schädigung minimiert werden.¹⁰ Im konkreten Zusammenleben differenziert sich dieses allgemeine Problem natürlich in vielzählige spezielle Probleme, aber man kann doch in einem allgemeinen Sinne davon sprechen, dass die Zweckmäßigkeit sozialer Regeln an ihrer Eignung zu messen ist, die Realisierung von gemeinsamen Vorteilen zu ermöglichen.

Wenn unterschiedliche Regeln im genannten Sinne unterschiedlich zweckmäßig sein können, wenn es aber andererseits unser natürlicher Wunsch sein sollte, unser soziales Leben unter möglichst zuträgliche Regeln zu stellen, dann ist zu fragen, auf welche Weise wir am ehesten hoffen können, zu einer wünschenswerten Regelordnung zu kommen. Genau an diesem Punkt setzt Hayeks Warnung an, dass wir uns bei unseren Gestaltungsbemühungen der unvermeidlichen Grenzen unseres Wissens bewusst bleiben sollten. Unsere Rationalität ist kein Garant sicheren ex-ante Wissens darüber, wie wir die Probleme, die uns das Leben und unser Zusammenleben stellt, am besten lösen können. Ebenso wenig, wie wir im Bereich wirtschaftlichen Handelns im Vorhinein wissen können, welche Problemlösungen unseren Bedürfnissen am besten dienen, und wir deshalb guten Grund haben, uns auf den marktlichen Wettbewerbsprozess als Wissensnutzungs- und Entdeckungsprozess einzulassen, ebenso wenig können wir, so die These Hayek's, im Bereich der institutionellen Gestaltung unseres Zusammenlebens gesichertes ex-ante Wissen darüber haben, welche Regeln und Institutionen unserem Zusammenleben am ehesten eine wünschenswerte Ordnung zu geben vermögen. Auch hier sind wir darauf angewiesen, uns auf einen evolutionären Lernprozess zu stützen, in dem die Menschen allmählich, auf dem Wege von Versuch und Irrtum, taugliche Lösungen herausgefunden haben und weiterhin herausfinden müssen. Ja, die Wissensprobleme sind auf der Ebene der gesellschaftlichen Spielregeln besonders gravierend, da die Tauglichkeit von Regeln nicht daran gemessen werden kann, welche Ergebnisse sie in bestimmten Einzelfällen, die wir noch leicht überschauen mögen, hervorbringen, sondern an den Ergebnismustern gemessen werden muss, die sie auf die Dauer, über eine relevante Zeitspanne hin, generieren. Was bei Bemühungen um die Gestaltung gesellschaftlicher Regelordnung deshalb besonders bedeutsam ist, ist die Nutzung von Wissen und Erfahrungen mit den Funktionseigenschaften alternativer Regeln, die Menschen über die Zeit hin angesammelt haben.

¹⁰ N. Elias (1989: 46) stellt auf diese Frage ab, wenn er feststellt: "Wenn man versuchen wollte, das Schlüsselproblem jedes Zivilisationsprozesses auf seine einfachste Formel zu bringen, dann könnte man sagen, es ist das Problem, wie Menschen für ihre elementaren animalischen Bedürfnisse im Zusammenleben miteinander Befriedigung finden können, ohne dass sie sich bei der Suche nach dieser Befriedigung immer von neuem gegenseitig zerstören, frustrieren, erniedrigen oder in anderer Weise schädigen."

Die Geschichte der Menschheit kann in diesem Sinne, wie Hayek betont, als eine Geschichte des Experimentierens mit verschiedensten Regeln und Institutionen betrachtet werden, als ein Prozess der kulturellen Evolution, in dem nach und nach weniger taugliche Ordnungen durch tauglichere verdrängt wurden. Nicht der erleuchteten Voraussicht großer Geister, sondern dem Entdeckungspotential eines von begrenzter menschlicher Einsicht angetriebenen Evolutionsprozesses verdanken wir, so Hayek, die Institutionen, die uns unseren heutigen Wohlstand ermöglichen. Auch die Regeln und Institutionen des Marktes sind in diesem Sinne nicht das Produkt einer überlegenen menschlichen Intelligenz, die diese Ordnung in klarer Voraussicht ihrer produktiven Kraft planvoll eingerichtet hätte, sondern sie sind das allmähliche Produkt eines sich über Jahrtausende hinziehenden Experimentierens mit unterschiedlichsten Ordnungsvarianten.¹¹ In den von Hayek gern zitierten Worten des schottischen Moralphilosophen Adam Ferguson: Sie sind das „Ergebnis menschlichen Handelns, aber nicht das Ergebnis menschlicher Voraussicht“.

Mit seiner Formel von den „rules as tools“ will Hayek auch den Gedanken nahe legen, dass die kulturelle Evolution im Bereich sozialer Regeln und im Bereich normaler Werkzeuge nach den gleichen Prinzipien verläuft, dass man sich also die Evolution der Regeln unseres Zusammenlebens in ähnlicher Weise vorstellen kann, wie die Evolution von Werkzeugen, nämlich als einen Prozess von Versuch und Irrtum, in dem systematisch Problemlösungswissen akkumuliert wird, ohne dass dieses Wissen den betroffenen Individuen bewusst zu werden braucht. Nun kann man sich für gewöhnliche Werkzeuge, etwa den Pflug, ohne große Schwierigkeiten einen Prozess vorstellen, in dem durch gezielte und zufällige Experimente, und durch die Imitation als überlegen erkannter Methoden – wobei jede Imitation notwendigerweise wieder neue Variation mit sich bringt – von primitivsten Anfängen an über Tausende von Jahren allmählich leistungsfähige Instrumente hervorgebracht worden sind. Und man kann sich vorstellen, dass die Produkte eines solchen Evolutionsprozesses ein akkumuliertes Erfahrungswissen in sich aufgespeichert haben, das keinem der an diesem Prozess beteiligten Individuen je bewusst gewesen sein mag, und dessen sich auch die heutigen Benutzer von Hochleistungspflügen nicht bewusst zu sein brauchen, um daraus Nutzen ziehen zu können. Bei Werkzeugen, wie dem Pflug, mögen wir darauf vertrauen können, dass kulturelle Evolution „per se“, ohne Angabe weiterer einschränkender Bedingungen, für das Überleben und die Verbreitung von Varianten sorgen

¹¹ Hayek (1976a: 117f.): „Das Preissystem ist einfach eine jener Bildungen, die der Mensch zu gebrauchen gelernt hat (obwohl er noch weit davon entfernt ist, den möglichst besten Gebrauch davon zu machen), nachdem er darauf gestoßen ist, ohne es zu verstehen. ... Der Mensch war imstande, diese Arbeitsteilung, auf der unsere Zivilisation beruht, zu entwickeln, weil er zufällig auf die Methode gestoßen ist, die sie möglich machten.“

wird, die gemessen an menschlichen Bedürfnissen als überlegen gelten können. Ob dies aber in gleicher Weise für den Bereich sozialer Regeln und Institutionen unterstellt werden kann, erscheint zweifelhaft, und Kritiker der Hayekschen Theorie der kulturellen Evolution haben angemerkt, dass Hayek es versäumt, die Bedingungen näher einzugrenzen, die im Prozess kultureller Evolution erfüllt sein müssen, damit man auf eine evolutionäre Auslese dem Menschen dienlicher Institutionen vertrauen kann. Sicherlich gilt, dass der unvermeidbare und sich ständig vollziehende Wettbewerb zwischen alternativen Regeln und Institutionen zu einem „Überleben des Erfolgreichen“ führen wird. Aber dies gilt zunächst nur in dem tautologischen Sinne, in dem Erfolg sich am Überleben misst, und in dem die Formel vom „Überleben des Erfolgreichen“ nicht mehr besagt, als dass das überleben wird, was überleben wird. Ob das, was sich im Wettbewerb behaupten wird, im Sinne menschlicher Zwecke wünschenswert ist, ist damit nicht gesagt.

Es ist hier an das anzuknüpfen, was ich vorhin über die Unterscheidung von unbedingter und bedingter Evolution gesagt habe. Im Hinblick auf den evolutionären Marktprozess hat Hayek, wie erwähnt, ausdrücklich betont, dass es hier nicht um einen unbedingten sondern nur um einen bedingten Wettbewerb gehen kann, also um einen evolutionären Prozess, der im Rahmen bestimmter Regeln stattfindet, und dessen Funktionseigenschaften von der Qualität eben dieser Regeln abhängen werden. Ob und in welchem Masse der evolutionäre Prozess marktlichen Wettbewerbs menschlichen Wünschen dient, hängt davon ab, wie tauglich die ihn beschränkenden Regeln dafür sind. Das Überleben des Wünschenswerten wird nicht von einem unqualifizierten Wettbewerbs- und Evolutionsprozess erwartet, sondern von einem in geeigneter Weise institutionell eingehegten Prozess. Hayek macht zu Recht geltend, dass wir darüber, welche Regeln und Institutionen eine wünschenswerte Einhegung sozialer Evolutionsprozesse leisten, kein gesichertes ex-ante Wissen haben können, und dass wir in dieser Frage wiederum auf die Unterstützung durch evolutionäres Lernen, auf aus Versuch und Irrtum gespeistes Erfahrungswissen angewiesen sind. Aber er versäumt es, auf dieser Ebene seines Arguments dieselbe Einschränkung zu beachten, die er bei seinen Überlegungen zum marktlichen Wettbewerbsprozess mit einiger Sorgfalt geltend macht.

Ob die sich im Prozess der kulturellen Evolution vollziehende wettbewerbliche Auslese unter den ins Spiel gebrachten institutionellen Varianten jene Regelordnungen begünstigt, die im Sinne menschlicher Maßstäbe wünschenswert sind, wird davon abhängen, unter welchen Rahmenbedingungen dieser Wettbewerb abläuft. Um die vorhin verwandte Metapher des Stadions aufzugreifen, in dem ein unbedingter Wettbewerb nach dem Motto

„alles ist erlaubt“ ausgetragen wird: Wenn der Wettbewerb unter alternativen sozialen Ordnungsvarianten mit allen denkbaren Mitteln ausgetragen wird, Methoden wie Gewalt, Terror oder Krieg eingeschlossen, dann wird man schwerlich voraussagen können, welche Ordnungen sich in solchem Wettbewerb als überlegen erweisen werden, und man wird wenig Grund zu der Hoffnung haben, dass sich gerade die Ordnungen durchsetzen werden, die für die darunter lebenden Menschen besonders wünschenswert sind. Auch hier gilt, die beschränkenden Rahmenbedingungen oder Spielregeln, unter denen sich der Selektionsprozess kultureller Evolution vollzieht, werden entscheidend dafür sein, welche allgemeinen Eigenschaften man bei „erfolgreichen“ Regeln und Institutionen erwarten kann. Und eine Selektion zugunsten von im Sinne menschlicher Bedürfnisse wünschenswerten Regelordnungen wird man nur in dem Maße erwarten können, in dem der Prozess kultureller Evolution selbst durch eine dafür geeignete Rahmenordnung eingeehgt ist.

Allgemein gilt, sollen evolutorische Wettbewerbsprozesse sich zum Wohle der betroffenen Menschen auswirken, so müssen sie unter Spielregeln gestellt sein, die dies gewährleisten können. Und es spricht wenig dafür, dass sich in diesem Sinne geeignete Spielregeln völlig selbsttätig einstellen werden, wenn man die Dinge sich selbst überlässt.

5. Schluß

Hayek's Theorie der kulturellen Evolution soll uns dazu mahnen, uns bei unseren Bemühungen um gesellschaftliche Ordnungsgestaltung vor jener „Anmaßung von Wissen“ zu hüten, die in Verkennung der Grenzen unseres Wissens allzu leicht die Regelungsweisheit und das Ordnungswissen ignoriert, die in überkommenen Traditionen inkorporiert sind, die aber unserem rational-diagnostischen Blick allzu leicht entgehen. Und diese Mahnung ist sicherlich vor dem Hintergrund des ungeheuren Unheils angebracht, das die Versuche radikalen Gesellschaftsumbaus im 20. Jahrhundert über die Menschheit gebracht haben. Hayeks Mahnung kann aber vernünftigerweise nicht als Argument für völlige Abstinenz in Sachen gesellschaftlicher Ordnungsgestaltung verstanden werden.

Hayek warnt zu Recht vor der Hybris des Gesellschaftsplaners, der die Notwendigkeit verkennt, durch spontane marktliche Koordination das in der Gesellschaft verstreute Problemlösungswissen zu nutzen und durch den evolutionären Prozess marktlichen Wettbewerbs die Entdeckung neuen Problemlösungswissens in Gang zu halten. Und er warnt zu Recht vor dem traditionsblinden Hochmut des Sozialreformers, der sich anmaßt, in rationalem Entwurf am Reißbrett eine institutionelle Ordnung entwerfen zu können, die überkommenen, erfahrungsgetränkten Regelungen überlegen ist. Man wird ihm daher nur

zustimmen können, wenn er betont, dass wir in diesen Dingen wie in allen anderen Bereichen unserer Problemlösungsbemühungen auf evolutionäre Lernprozesse angewiesen sind. Aber ebenso offenkundig ist, dass wir unser Vertrauen nicht einfach in evolutionäre Prozesse per se setzen können, unabhängig von den Rahmenbedingungen oder Spielregeln, die ihren Verlauf lenken. Es gibt nun einmal keinen unbedingten Evolutionsprozess, dem wir vertrauensvoll unser Schicksal anheim geben könnten. Vernünftiges Vertrauen kann man nur in einen bedingten oder gehegten Evolutionsprozess setzen, einen Prozess der unter Regeln stattfindet, von denen wir mit gutem Grund erwarten können, dass sie menschlichen Wünschen dienen. Bei aller notwendigen Skepsis, mit der wir auch in dieser Hinsicht unsere eigenen Wissensmöglichkeiten beurteilen sollten, und bei aller Vorsicht, mit der wir uns auch hier vor einer Anmaßung von Wissen hüten sollten, so können wir doch unserer Verantwortung für die Bedingungen, unter denen sich die evolutionären Prozesse, in die wir eingebettet sind, vollziehen, nicht ausweichen.

Es mag mir gestattet sein, diesen Beitrag mit einer persönlichen Bemerkung zu schließen. Als ich 1995 an die Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät der Universität Freiburg kam, um den Lehrstuhl zu übernehmen, den Hayek dort in den 60er Jahren innehatte, und dem in der innerfakultären Arbeitsteilung der Bereich Ordnungspolitik zugeordnet ist, fühlte ich mich zwei mir durchaus willkommenen aber nicht unbedingt leicht zu vereinbarenden Anforderungen ausgesetzt, nämlich einerseits das Hayeksche Forschungsprogramm weiterzuentwickeln und andererseits jene von Walter Eucken begründete ordnungspolitische Tradition fortzuführen, die unter dem Namen „Freiburger Schule“ bekannt ist (Vanberg 1998b). Nach verbreiteter Einschätzung besteht zwischen dem evolutorischen Ansatz Hayeks, insbesondere in der Ausprägung, in der er in seinen späteren Schriften erscheint, und dem ordnungspolitischen Ansatz von Eucken eine grundlegende Spannung, die wenig Raum für eine vermittelnde Interpretation lässt. Während Hayek in skeptischer Beurteilung der Macht menschlichen Ordnungswissens vor gesellschaftsgestalterischen Ambitionen warnt, die aus einer „Anmaßung von Wissen“ heraus nur allzu leicht zum Gegenteil dessen führen, was ihre wohlmeinenden Befürworter anstreben, ist das Euckensche Forschungsprogramm gerade auf Fragen der Ordnungsgestaltung ausgerichtet und sucht Wissen bereit zu stellen, das Bemühungen um die Reform des gesellschaftlichen Regelrahmens anleiten kann. Im Unterschied zur gängigen Einschätzung bin ich nicht der Meinung, dass die Hayekschen und die Euckenschen Argumente in Konflikt geraten müssen. Im Gegenteil, ich bin davon überzeugt, dass sie nicht nur miteinander kompatibel sind, sondern sich auch in wesentlicher

Hinsicht wechselseitig ergänzen. Ich hoffe, es ist mir durch meine Ausführungen gelungen, deutlich zu machen, wo ich diese Komplementarität sehe.

Hayek betont den wesentlichen Gesichtspunkt, dass wir jenseits von aus Tradition und Erfahrung zu gewinnenden Einsichten kein verbrieftes Wissen darüber haben können, welche Regeln einem gedeihlichen menschlichen Zusammenleben dienlich sind. Wir sollten uns daher bei unseren Bemühungen um die Reform gesellschaftlicher Spielregeln vor Wissensanmaßung hüten und uns bewusst bleiben, dass wir auf wettbewerbliche Prozesse evolutionären Lernens angewiesen sind und bleiben. Eucken betont den nicht minder wichtigen Gesichtspunkt, dass wir bei aller berechtigten Wertschätzung wettbewerblicher Prozesse bedenken müssen, dass nicht Wettbewerb per se – oder unbedingter Wettbewerb – für Menschen wünschenswert ist, sondern dass die von Hayek betonten produktiven Funktionseigenschaften wettbewerblicher Evolution davon abhängen, dass eine geeignete Rahmenordnung vorgegeben ist. Beide Argumente werden miteinander unvereinbar, aber dann auch je für sich unhaltbar, wenn man sie einseitig verkürzt. Das Hayeksche Argument verliert offenkundig jede Plausibilität, wenn es die Notwendigkeit der institutionellen Einbettung evolutionärer Prozesse ignoriert. Und das Euckensche Argument wird gleichermaßen zweifelhaft, wenn es verkennt, dass unsere Wissen darum, welche Rahmenordnungen eine wünschenswerte Einbettung evolutionärer Wettbewerbsprozesse zu leisten vermögen, nicht durch rationale Einsicht ex ante verbürgt sein kann, sondern selbst wiederum aus keinen anderen Quellen schöpfen kann, als denen, die uns durch evolutionäres Lernen zugänglich sind. Aber es besteht auch keinerlei Grund, die beiden Positionen in solch einseitiger Verkürzung zu interpretieren.

Es ist ein Hauptanliegen meiner eigenen Forschungsbemühungen zu zeigen, dass - und wie - die Hayeksche evolutorische Sicht und die Euckensche ordnungspolitische Perspektive einander in sinnvoller Weise ergänzen können.

Literatur

Albert, Hans 1967: *Marktsoziologie und Entscheidungslogik*, Neuwied am Rhein und Berlin: Luchterhand.

Barkow, Jerome H., Leda Cosmides, John Tooby, Hrsg., 1992: *The Adapted Mind – Evolutionary Psychology and the Generation of Culture*, New York und Oxford: Oxford University Press.

Buchanan, James M. und Viktor J. Vanberg 1991: The Market as a Creative Process, *Economics and Philosophy*, 7, 167-186.

Commons, John R. 1924: *Legal Foundations of Capitalism*, Madison: The University of Wisconsin Press.

Cosmides, Leda und John Tooby 1994: Better than Rational: Evolutionary Psychology and the Invisible Hand, *American Economic Review, Paper and Proceedings*, Vol. 84, 327-332.

Elias, Norbert 1989: *Studien über die Deutschen*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Gigerenzer, Gerd 1997: The modularity of social intelligence, in: A. Whiten und R.W. Burne, Hrsg., *Machiavellian Intelligence II*, Cambridge University Press, 264-288.

Hayek, Friedrich A. 1969: Der Wettbewerb als Entdeckungsverfahren, in *Freiburger Studien*, Tübingen: J.C.B. Mohr (Paul Siebeck), 249-265.

Hayek, Friedrich A. 1976a [1945]: Die Verwertung des Wissens in der Gesellschaft, in *Individualismus und wirtschaftliche Ordnung*, 2. erw. Aufl., Salzburg: Wolfgang Neugebauer, 103-121.

Hayek, Friedrich A. 1976b: Der Sinn des Wettbewerbs, in *Individualismus und wirtschaftliche Ordnung*, 122-140.

Marshall, Alfred 1920: *Principles of Economics – An Introductory Volume*, eighth edition (first edition 1890), London: Macmillan.

Mayr, Ernst 1982: *The Growth of Biological Thought - Diversity, Evolution, and Inheritance*, Cambridge, Mass., und London: The Belknap Press of Harvard University Press.

Mayr, Ernst, 1992: "The Idea of Teleology," *Journal of the History of Ideas*, 53, 117-135.

Mirowski, Philip 1989: *More Heat than Light – Economics as Social Physics, Physics as Nature's Economics*, Cambridge: Cambridge University Press.

Radnitzky, Gerard and W. W. Bartley, III, eds., 1987: *Evolutionary Epistemology, Rationality, and the Sociology of Knowledge*, La Salle, Illinois: Open Court.

Schumpeter, Joseph A. 1950: *Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie*, zweite, erweiterte Auflage, Bern: Francke.

Vanberg, Viktor 1994: *Kulturelle Evolution und die Gestaltung von Regeln*, Tübingen: J.C.B. Mohr (Paul Siebeck).

Vanberg, Viktor 1995: John R. Commons: Institutionelle Evolution durch absichtsvolle Selektion, in W.J. Samuels, J.E. Biddle und V. Vanberg, *Vademecum zu einem Klassiker des Amerikanischen Institutionalismus*, Düsseldorf: Verlag Wirtschaft und Finanzen, 69-94.

Vanberg, Viktor 1998a: Menger, Carl (1840-1921), in P. Newman, Hrsg., *The New Palgrave Dictionary of Economics and the Law*, Bd. 2, London: Macmillan, 635-641.

Vanberg, Viktor 1998b: Freiburg School of Law and Economics, in P. Newman, Hrsg., *The New Palgrave Dictionary of Economics and the Law*, Bd. 2, London: Macmillan, 172-179.

Vanberg, Viktor 1998c: Rationale Wahlhandlung, Regelerorientierung und Institutionen, in G. Wegner und J. Wieland, Hrsg., *Formelle und informelle Institutionen - Genese, Interaktion und Wandel*, Marburg: Metropolis, 379-422.

Veblen, Thorstein 1993 [1898]: Why Is Economics Not an Evolutionary Science? In R. Tilman, Hrsg., *A Veblen Treasury – From Leisure Class to War, Peace, and Capitalism*, Armonk, New York: M.E. Sharpe, 129-143.

Walras, Léon 1954 [1874]: *Elements of Pure Economics – Or the Theory of Social Wealth*, Homewood, Ill.: Richard D. Irwin Inc.

- 98/1** **Vanberg, Viktor J.:** Markets and Regulation – On the Contrast Between Free-Market Liberalism and Constitutional Liberalism. Published in: Constitutional Political Economy Vol. 10 No. 3, October 1999, p. 219 - 243.
- 98/2** **Pejovich, Svetozar:** Toward a Theory of the Effects of the Interaction of Formal and Informal Institutions on Social Stability and Economic Development.
- 99/1** **Vanberg, Viktor J.:** Standortwettbewerb und Demokratie.
- 99/1A** **Vanberg, Viktor J.:** Globalization, Democracy and Citizens' Sovereignty: Can Competition Among Governments Enhance Democracy? Published in: Constitutional Political Economy, Vol. 11, No. 1, March 2000, p. 87-112.
- 99/2** **Vanberg, Viktor J.:** Ordnungsökonomik und Ethik. Zur Interessenbegründung von Moral. Veröffentlicht in: B. Külp, V. J. Vanberg (Hrsg.): Freiheit und wettbewerbliche Ordnung, Haufe Verlagsgruppe: Freiburg, Berlin, München, 2000, S. 579-605.
- 99/2A** **Vanberg, Viktor J.:** Constitutional Economics and Ethics – On the Relation Between Self-Interest and Morality.
- 99/3** **Cassel, Susanne:** Die Rolle von Think Tanks im US-amerikanischen Politikberatungsprozess.
- 00/1** **Sideras, Jörn:** Systems Competition and Public Goods Provision. Published in: Jahrbuch für Neue Politische Ökonomie, Band 19, Tübingen: Mohr Siebeck, 2000, S. 157 - 178.
- 00/2** **Vanberg, Viktor J.:** Markets and the Law.
- 00/3** **Vanberg, Viktor J.:** F.A. von Hayek.
- 00/4** **Vanberg, Viktor J.:** Der konsensorientierte Ansatz der konstitutionellen Ökonomik. Veröffentlicht in: H. Leipold, I. Pies (Hrsg.): Ordnungstheorie und Ordnungspolitik - Konzeptionen und Entwicklungsperspektiven, Schriften zu Ordnungsfragen der Wirtschaft, Band 64, Stuttgart, 2000, S. 251-276
- 00/5** **Vanberg, Viktor J.:** Functional Federalism: Communal or Individual Rights? On B. S. Frey's and R. Eichenberger's Proposal for a "New Federalism". Published in: KYKLOS, Vol. 53, 2000, p. 363-386
- 00/6** **Zoll, Ingrid:** Zwischen öffentlicher Meinung und ökonomischer Vernunft: Individuelle Meinungen über Globalisierung und Wettbewerb.
- 01/1** **Sideras, Jörn:** Konstitutionelle Äquivalenz und Ordnungswahl.
- 01/2** **Märkt, Jörg:** Knut Wicksell: Begründer einer kritischen Vertragstheorie?
- 01/3** **Hansueli Stamm:** Institutioneller Rahmen des Electronic Commerce: Eine ordnungsökonomische Analyse am Beispiel der digitalen Signatur.
- 01/4** **Viktor J. Vanberg:** Evolutorische Ökonomik: Homo Oeconomicus, Markt und Institutionen